

JAN WEILER

mein Leben
als Mensch



KINDLER

re.wohlt
digitalbuch

JAN WEILER

mein Leben
als Mensch



KINDLER

rowohlt
digitalbuch

Jan Weiler

Mein Leben als Mensch

Illustriert von Larissa Bertonasco

 rowohlt

digital**buch**

Inhaltsverzeichnis

Abbildung

Wohin in den Urlaub?

Natalya

Ein Besuch im Mittelalter

Kevinismus

Pläne

Meine Kosenamen

Tamagotchi

Das demenzielle Syndrom

Schlafen

Die europäische Hose

Tipische deutsche Mahn

Die Shiva des Fernmeldewesens

Golf

Laufenten

Dementsprechend traurig

Nick und der Flawiwo

Hausaufgaben

Der Preis des Sieges

Haselnuss brutal

Der Kindergeburtstag

Eine Begegnung im Baumarkt

Gewichtstsunami

Danger Zone

Kleine Genies

Holger

Geräusche

Ein Nachruf auf Wimmer

Winnetou

Bruno und mein Schicksal

ECHT IRRE

Antonio kauft einen Fernseher

Kinderspiele

ZAC

Meine Lieblingssendung

Mitbestimmung

Warum eigentlich immer ich?

Speisekammer-Archäologie

Kontaktanzeigen

Ćevapčići

Die Schlacht bei Brothmanns

Eine brandheiße Hochzeit

Wunschgedanken

Humor

Rhizostoma pulmo

Ich mache jetzt Schwedenkrimis

Angenehme Irrtümer

Schlafbesuch

Mareikes neuer Trip

Der Nikolaus ist da!

Invasive Neophyten

So sehen Sieger aus

Antonios neue Freundin

Ein Reisebericht

Der Vader

Shock and awe

Herrenkosmetik

O'Perry Pomada

Ein Dramolett

Leben mit einem Pubertier

Rollende Spinnen und klatschende Österreicher

Der Balken in uns



Wohin in den Urlaub?

Es ging also um unseren Urlaub. Große Ferien. Meine Frau Sara hat davon recht genaue Vorstellungen. Ich nicht. Ich will einfach bloß, dass es warm ist und ich meine Ruhe habe. Sara schlug mir deshalb vor, dass ich mich alleine für zwei Wochen im Heizungskeller einschließen könne, wenn bei mir Wärme und Ungestörtheit die einzigen Kriterien für einen schönen Urlaub seien. Sie führe währenddessen mit den Kindern in die Ferien.

Sie ist manchmal recht schnell beleidigt, und sie liebt es, viele Menschen um sich herum zu haben. Ich weiß nicht, ob ich es schon einmal erwähnt habe, aber sie ist zur Hälfte Italienerin. Ihr Vater kam als Gastarbeiter nach Deutschland, und die Familie fuhr deshalb früher immer und immer und nur nach Italien, volle sechs Wochen, manchmal sogar länger. Aber das wissen Sie vielleicht schon. Jedenfalls möchte Sara nicht mehr in das Land ihres Vaters, weil die dortigen Urlaube Reisen in ein zweites Zuhause sind. Und wer fährt schon gerne nach Hause in den Urlaub? Sie zieht Fernreisen vor. Oder Ferienhausmieten mit Freunden. Oder Cluburlaub.

Ich kenne mich mit so etwas nicht aus. Alles, was ich von Ferienclubs weiß, habe ich im Fernsehen gesehen:

Bleiche, mit Leberflecken besprenkelte Angestellte stehen hüfttief im Wasser und machen den Ententanz. Oder den Orangentanz. Oder sie führen Theaterstücke auf, oder sie töpfern oder stehen in der Schlange vor der Essensausgabe. Die Kinder werden zwischenzeitlich je nach Alter von Gleichaltrigen zum Rauchen oder zum Geschlechtsverkehr verführt.

In Ferienhäusern komme ich mir immer vor, als lebte ich fremder Leute Leben, und vor Fernreisen habe ich Angst. Meine Heimat ist meine Sprache; wenn ich mich nicht mehr verständlich machen kann, reagiere ich panisch. Außerdem wissen die Kinder Fernreisen ohnehin nicht zu schätzen. Es ist ihnen total schnuppe, ob sie nun auf Spiekeroog oder Ko Samui den Sand durchwühlen.

«Wenn es nach dir geht, fahren wir nach Wolfratshausen in den Märchenwald und grillen anschließend», spottete Sara.

«Ich finde das eine sehr hübsche Idee», gab ich zurück. Sekunden später saßen wir im Auto und fuhren zu einem Reisebüro.

Wir saßen einem Mann gegenüber, der sich als Paganini der Pauschalreisen entpuppte. Der Neckermannkatalog war seine Stradivari. Er flog durch die Hotels und unterbreitete dann sein ultimatives Angebot: zwei Wochen in einem türkischen Hotel, das aussah wie eine Kreuzung aus dem Bundeskanzleramt und einem Freibad. Sara tippte

auf das Foto und rief: «Hier, die Zimmer sehen doch ganz schön aus», worauf Paganini den rechten Zeigefinger hob und erwiderte: «Das sind aber die Pärchenzimmer. Sie werden im Familienblock untergebracht.»

«Wo drin?», fragte ich. Ich dachte, ich hätte mich verhört.

«Im Familienblock. Hier.» Er deutete auf das Foto eines mietskasernenartigen Innenhofs mit Hunderten kleinen Balkonen. Ich stellte mir vor, wie wir dort unsere Abende verbringen würden, untermalt vom vielstimmigen Gebrüll sonnenverbrannter Kleinkinder und ihrer Eltern. Ich malte mir aus, wie brennende Stapelstühle durch die Luft fliegen und ich abends an der Bar Trost bei importiertem Krombacher Bier suchen würde.

«Ich möchte nicht in den Familienblock», sagte ich, als wir wieder im Auto saßen. Es war ein schwaches, mattes, halblautes Sätzlein, aber es bewirkte immerhin, dass meine Frau nach unserer Rückkehr die Kinder in die Reiseziel-Entscheidung einband.

«Wo wollt ihr denn am liebsten hin?», fragte sie in die Runde.

Und dann geschah ein kleines Wunder. Unser Sohn krähte wie aus der Pistole geschossen: «Ich will in den Märchenwald.»

Drei Tage lang schwelte das Urlaubsthema zwischen uns, bis ich eine Idee hatte, die ich für Super-Nanny-

ebenbürtig genial hielt. Ich forderte Sara, unsere Tochter Carla, unseren Sohn Nick und unser Au-pair-Mädchen Natalya auf, jeweils ihren Urlaubswunsch auf einen Zettel zu schreiben. Dann würde ich alle Stimmen auswerten und sehen, was womit eventuell in Einklang zu bringen war. Aus der Schnittmenge könnten wir dann gemeinsam das Urlaubsziel ableiten. Total demokratisch und fair. Also versammelte ich meine Lieben am Küchentisch, und für eine gute Minute war es vollkommen ruhig bei uns zu Hause. Man sollte so etwas öfter machen. Ich sammelte die Zettel ein.

Meine Frau schrieb: «Ans Meer, nicht Italien.» Carla schrieb: «Ans Meer von Italien», denn sie will unbedingt zu unseren Verwandten. Nick schrieb gar nichts, denn er kann noch nicht schreiben. Er malte einen Roboter, der mit einem Laserstrahl auf einen Mann schoss, dem davon der Kopf schmolz. «Das ist aber ein schönes Bild», lobte ich. «Wer ist denn der Mann?» «Das bist du», antwortete Nick und malte seinem Roboter ein drittes Bein. Natalyas Zettel enthielt die Worte «Schwarzes Meer». Ich selbst hatte geschrieben: «Entweder in die Berge oder Städtereise. Nicht ans Meer!!!»

«3:1», sagte Sara. «Alle wollen ans Meer. Ich fürchte, du musst dich damit abfinden.» Ich sah einen Verbündeten suchend zu Nick hinüber, aber der ist vier Jahre alt, eignet sich nicht für Koalitionen und hatte mir außerdem gerade

den Kopf mit seiner Laserkanone weggekockelt. Sara hatte recht, ich stand alleine da.

Sie war sehr zufrieden. «Jetzt müssen wir uns nur noch einigen, wo es genau hingehen soll. Ich sage nur: Nicht nach Italien, das ist meine einzige Bedingung.»

Natalya, die zwar nicht zur Familie gehört, aber dennoch stimmberechtigt ist, damit sie kein Trauma mit zurück in die Ukraine nimmt, begann einen längeren und schwerverständlichen Vortrag über Jalta und die Krim, die Abende bei Wein und Gitarrenspiel sowie die Herzlichkeit aller Ukrainer und die Möglichkeit, dort Kultur und Badeurlaub vollkommen selbstverständlich zu verbinden.

Nach zehn Minuten hob ich die Hand und rief: «Lasst mich euch von Südtirol überzeugen.» Carla stand auf und ging an den Kühlschrank, Sara seufzte, Nick malte eine Rakete, die über dem Roboter und mir brennende Bomben abwarf. Immerhin hörte Natalya aufmerksam zu, um dann freundlich darauf hinzuweisen, dass Berge und Meer in der Ukraine quasi in ein und demselben Urlaub zu haben seien.

Schließlich einigten wir uns auf eine Gegend, die bergig genug für mich, außerdem nahe am Meer ist und wo die Kinder gut spielen können: Mallorca. Zugegeben nicht die originellste Wahl, aber perfekt für fast alle. Natalya wurde 4:1 überstimmt.

Das Telefon klingelte, Antonio war dran, mein Schwiegervater.

«Mein liebe Jung. Sagemal: Was makt ihr in der Ferien?»

«Ich weiß es nicht», log ich. «Wir reden gerade drüber.»

«Musster nikt reden, habi schon getan. Ihr fahrt mituns.»

«Wohin?»

«Termoli! Diamantene Meer, tolle Strande, alles super.»

Das ist in Italien, das ist, wo er immer Urlaub macht. Seit vierzig Jahren.

«Du, wir hatten überlegt, ob wir vielleicht einmal woanders hinfahren», wand ich mich wie ein Staatsminister im Untersuchungsausschuss.

«So? Wohin denn?»

«Vielleicht auf die Krim. Jalta, weißt du?»

«Kenni nikt. Wasollda sein?»

«Das ist in der Ukraine.»

Antonio lachte und legte auf. Ich atmete tief durch. Wenn er rauskriegt, dass wir in Wirklichkeit nach Spanien fahren, wird es ernst. Überallhin, nur nicht nach Spanien. Eine schlimmere Beleidigung kennt er nicht. Er darf das nie, nie erfahren.



Natalya

Natalya. So heißt unser Au-pair-Mädchen. Sie kommt aus der Ukraine und hat fast völlig weiße Haut sowie ein Diplom in Physik. Das bedeutet, sie ist ganz entschieden klüger als wir, kann es aber zum Glück nicht so richtig zum Ausdruck bringen, jedenfalls nicht auf Deutsch. Wenn wir Ukrainer wären, wären wir ihr intellektuell ausgeliefert. Aber dann wäre sie ja nicht bei uns, sondern bei einer deutschen Familie. Natalya ist nicht unser erstes Aupair, aber das erste, das uns wirklich glücklich macht.

Die Geschichte unserer bisher vergeblichen Versuche, das perfekte Au-pair-Mädchen zu finden, liest sich als eine Aneinanderreihung von Niederlagen. Die erste wurde uns von einer jungen Dame aus Georgien zugefügt, von der es im Internet hieß, sie sei Deutschlehrerin und kenne sich mit Kindern und Haustieren aus. Nichts davon stimmte. Es handelte sich um ein zitterndes Nervenbündel, welches wegen eines Impfschadens auf dem linken Auge fast nichts sah. Irina kaschierte diese Behinderung, indem sie meistens den Kopf senkte und einen dichten Haarvorhang vor dem Gesicht trug. Sie sprach so gut wie kein Deutsch. Abends betete sie kleine Ikonen an, die sie auf dem Schreibtisch in ihrem Zimmer aufgestellt hatte. Nachdem sie drei Tage bei uns war, mussten Sara und ich übers Wochenende weg. Wir brachten die Kinder sicherheitshalber zu Freunden und trugen Irina lediglich auf, den Hund zu füttern und dreimal am Tag mit ihm

spazieren zu gehen. Sie saß auf der äußersten Kante des Küchenstuhls, nickte verzagt und sah nach unten. Genau so fanden wir sie drei Tage später bei unserer Heimkehr vor. Die ganze Bude stank wie ein Tierheim, denn der Hund hatte ungefähr zehn Haufen gemacht, war aber zum Pinkeln immerhin ins Badezimmer gegangen. Auf unsere Frage, warum sie nicht mit dem Hund draußen war, deutete sie zum Fenster und erläuterte, dass es die ganze Zeit geregnet und sie nicht gewusst habe, ob der Hund nass werden dürfe. Wir entzogen ihr das Vertrauen.

Versuch Nummer zwei hieß Laura, kam aus Riga, trug Turnschuhe mit zehn Zentimeter hoher Sohle, rauchte Kette, trank mein Bier und wollte Schauspielerin werden. Sie hatte ein offenes Wesen und keinerlei Bezug zu Kindern. Laura sprach nur englisch, was innerhalb von zwei Wochen zur Folge hatte, dass auch Sara und ich nur noch englisch sprachen. Sie schlief gerne lang. Dies machte es ihr unmöglich, die Sprachschule zu besuchen, die wir ihr bezahlten. Nach drei Monaten stellte ich ihr (auf Englisch) ein Ultimatum: «Von hier fahren zwei Busse ab. Der eine fährt in die Schule, der andere nach Riga. Kapiert?» Sie entschied sich für Riga.

Unser drittes Au-pair stammte aus Kenia. Die Kinder liebten sie, besonders ihre schöne Haut. Sie hieß Faith. Am Anfang gab sie sich große Mühe. Nach ein paar Monaten entdeckte sie allerdings das Münchner Nachtleben für sich

und wurde unter der Woche immer schweigsamer. Sie sprach praktisch kein Wort mehr mit uns und fieberte dem Wochenende entgegen. Wenn sie am Montag nach Hause kam, roch sie wie eine englische Hafenkneipe. Und irgendwann kam sie gar nicht mehr. Stattdessen schickte sie eine E-Mail, in der stand: «Ich bin schwanger. Es tut mir leid. Vielen Dank. Faith.» Wir haben sie nie wieder gesehen. Dafür rief ihr empörter und bibelfester Vater aus Nairobi an, um mich zu fragen, was ich eigentlich mit seiner Tochter angestellt hätte.

Und nun also Natalya. Sie stieg vor drei Monaten als Letzte aus einem Bus voller Au-pair-Mädchen und hatte eine Frisur, die einem orangefarbenen Atompilz ähnelte. Sie trug einen Koffer sowie einen sehr alten Computer samt Monitor, für den es hier leider keine Steckdose gibt. Natalya ist: perfekt. Sie kann mit Kindern umgehen, kochen, bügeln, und sie hat überhaupt keine Angst vor Hunden.

Sie sagt «Ich värstähä» und versteht dann auch wirklich. Ihr Lieblingswort der deutschen Sprache lautet «Scheißhaus». Darüber kann sie sich eine Viertelstunde lang beömmeln. Und sie ist tatsächlich unglaublich klug. Neulich schrieb sie auf die kleine Tafel in unserer Küche, dass sie Frischhaltefolie haben wolle. Sie plante, sich damit zu umwickeln und dann Trampolin zu springen, um etwas für ihre Figur zu tun. Natalya schrieb aber nicht auf die

Tafel: «Bitte Frischhaltefolie kaufen.» Sie schrieb: «Kaufen bitte du Polyäthylen.»

Ein Besuch im Mittelalter

Zu den großen Familienvergügungen des Sommers zählt zweifellos der Besuch eines Ritterturniers. In anderen Gegenden Deutschlands geht man zu Winnetou-Aufführungen oder in Safari-Parks. Beides kenne ich noch aus meiner Kindheit. Das Einzige, woran ich mich bei Letzterem erinnere, ist eine unerhört riesige und violett gesprenkelte Zunge, die während der Fahrt durch das afrikanisierte Gelände in die offene Fahrerscheibe fuhr und die Schulter meines Vaters nach Erdnüssen abtastete, was diesen dazu veranlasste, panisch Vollgas zu geben. Dieser große abenteuerliche Moment wurde nicht einmal vom Auftritt Winnetous im sauerländischen Elspe übertroffen. Es schiffte mächtig, damals vor knapp dreißig Jahren, doch das hinderte Pierre Brice keineswegs daran, mit seinem Pferd die Freilichtbühne auf und ab zu galoppeln und Kalendersprüche aufzusagen. Im Gegensatz zum Winnetou im Film sprach er allerdings mit einem französischen Akzent, was mir sehr missfiel. Er hörte sich an wie Inspector Clouseau, man konnte ihn einfach nicht ernst nehmen.

Inzwischen habe ich selber Kinder, und diese möchten einmal pro Jahr zum Ritterturnier. Derartige

Veranstaltungen sind Sammelbecken für in der Gesellschaft schwer vermittelbare Fantasy- und Rollenspielfans. Man kann manche Besucher kaum von den Kleindarstellern des Turniers unterscheiden. Schon auf dem Parkplatz begegnete mir ein zottelbärtiger Familienvater in Landsknecht-Ausrüstung samt Schamkapsel, der den Kofferraum seines VW Sharan öffnete, um diesem Schwert und Kinderwagen zu entnehmen. Das eigentliche Festgelände wurde durch ein Holztor betreten, hinter dem manch fröhlich Gaukeley auf die Besucher wartete sowie Pfannengyros und scheußliches Kunsthandwerk. Auf meine Frage, was denn das Gyros koste, antwortete ein in braunes Leinen gehüllter Marketender: «Für dieses Mahl erbitte ich von Euch vier Taler sowie einen Taler Pfand.»

Ich zahlte, und ich zahlte noch oft an diesem wohl sonnigen Tage. Nick bekam zum Beispiel eine Ritterrüstung aus Pappe sowie einen Morgenstern, mit dem er seiner großen Schwester auf den Hintern drosch. Diese begehrte ein Burgfräulein-Kostüm aus rotem Samt (nur achtzig Taler!), welches ich ihr aber nicht kaufte. Ich mag ein Spielverderber und Geizhals sein, aber ich habe Geschmack. In zwanzig Jahren wird sie mir dankbar dafür sein, dass kein einziges Foto von ihr in diesem doofen Kleid existiert. Ich erwarb stattdessen einen eingefassten Rosenquarz mit einem Lederbändchen (nur achtzehn Taler), den sie sich umhängte und auf Wunder wartete. Und

Getränke, die wir aus tönernen Humpen zu uns nahmen. Zumindest Nick war völlig aus dem Häuschen. Er brüllte: «Prost Männer!», und hieb seinen Krug gegen den meinen, wobei er mir beinahe einen Schneidezahn ausschlug, denn ich trank bereits.

Nachdem wir das Gelände mehrfach durchschritten und sämtliche Ritter, Harlekine, Pestkranke und Jongleure, die dort im Namen und Auftrag einer Großbrauerei herumliefen, gebührend bestaunt hatten, schritten wir zum Turnierplatz. Fast zwei Stunden dauerte der von einer total unglaublichen Handlung mühsam eingerahmte Ritterkampf. Es ging in etwa um Folgendes: Der böse schwarze Ritter raubt die Braut eines Prinzen, welcher dann anhand eines Turniers den guten Ritter aussuchen muss, der gegen den bösen reiten soll, welcher sich erst als Frau entpuppt, später als Mann wiederkehrt und schließlich im Finale in die Hölle geschickt wird. Oder so ähnlich. Ständig wird geritten und geprügelt, dann und wann knallt und qualmt es. Eigentlich wie bei Winnetou, bloß mit Rittern – und ohne Pierre Brice. Am Ende der Darbietung hatte ich einen Sonnenstich.

Wir wankten zum Auto, ich schaltete die Klimaanlage auf fünfzehn Grad und fuhr unkonzentriert, weil dehydriert, vom Acker, an dessen Ausfahrt ich dem Landsknecht die Vorfahrt nahm. Es krachte, der Bärtige stieg aus und beschimpfte mich auf das fürchterlichste. Beinahe hätte er

mir mit seinem Schwert den Schädel gespalten. Wir tauschten die Versicherungsnummern aus, und er stieg brummend in seinen Sharan, um gen Augsburg zu entweichen. Schweigend fuhr ich nach Hause. Es war schon fast dunkel, ich trug Nick ins Bett. Auf meine Frage, was denn das Tollste an dem Ritterturnier gewesen sei, zögerte er keine Sekunde: «Der Ritter auf dem Parkplatz. Der war so krass cool.» Und dabei hatte der nicht einmal ein Pferd.

Kevinismus

Manchmal sind Geburtsanzeigen in meiner Post. Hurra, ein neues Menschlein ist angekommen auf unserem kleinen Planeten! Ach wie schön. Inzwischen traue ich mich allerdings fast nicht mehr, diese sonderformatigen Briefe zu öffnen, denn ich habe Angst vor den überspannten Namen, die darin zu lesen sind. Mit einem ist es auch nicht mehr getan, Kinder brauchen inzwischen offenbar einen Haufen Namen, mindestens vier. Gerade gestern las ich eine Anzeige, in der jemand die Geburt eines Geschöpfes namens Emilia Rosemie Kairo Paloma verkündete. Die Anzahl der Namen korreliert heute im Allgemeinen mit der Phantasiebegabung der Eltern, die ihre Lendenfrüchte schon lange nicht mehr einfach Hans oder Peter nennen, sondern einem gesellschaftlichen Originalitätszwang folgend Herkules Hennessy Connor Justin oder Vivien Celin Mandy Josefine.

Das sind aber keine Namen, sondern Rechtschreibprüfungen. In Jérôme Frederik Josua stecken unzählige Möglichkeiten, sich zu verschreiben. Da wird der Kleine ein Leben lang mit zu tun haben. Und hat den armen Jérôme mal einer gefragt, ob er gerne so heißen will wie der Watschenmann vom Dienst? Darüber machen sich

moderne Eltern leider überhaupt keine Gedanken und muten ihren Kindern Namen zu wie Bonny Chiara Allegra Angelique oder Wesley Rüdiger. Der Vorstand von Siemens wird in wenigen Jahrzehnten vermutlich aus drei René Raouls, einem San Diego, zwei Janaisia Jacelyns und einer Cheyenne-Zoe bestehen, und ich bin mir nicht sicher, ob man seine Unternehmensziele erreicht, wenn die internationalen Geschäftspartner einen bei jedem Meeting auslachen.

Es ist übrigens durchaus nicht so, dass nur die Kinder unter den Schrullen ihrer Alten zu leiden haben. Ich leide ebenfalls. Möchte ich vielleicht zu einem Kind sagen: «Hallo, Vanina-Ruby-Ocean, wie geht es dir?» Nein, das möchte ich auf gar keinen Fall. Dasselbe gilt für Prince Tayfun Friedrich, Tiffany Donny Daisy, Marvin Dean Karlheinz und Liam Basil Amor. Ich will diese Namen weder aussprechen noch schreiben müssen, es sei denn, sie bezeichnen englische Kekse oder amerikanische Eissorten. Was haben diese Kinder bloß für Eltern? Vielleicht solche, deren einhundertzwanzig Dezibel laute Stimmen man so gern im Urlaub am Strand vernimmt: «Hallo! Frollein Jacqueline! Ers' eincremen, dann im Wasser.»

Die Soziologie hat für das Unvermögen einer größer werdenden Bevölkerungsgruppe, ihrem Nachwuchs menschliche Namen zu geben, bereits einen Begriff geprägt: Kevinismus (bei Mädchen: Chantalismus).

In der Akademiker-Szene sowie im Medien- und Werbemilieu habe ich einen gegenläufigen Trend festgestellt. Ich nenne ihn Emilismus. Da werden Kinder mit Namen beehrt, die vor rund neunzig Jahren schwer in Mode waren: Anton. Paul. Emil. Carl. Friedrich. Sogar ein einjähriger Otto ist mir jüngst auf den Arm gesetzt worden. Da fragt man sich natürlich, was bei unseren Kindern en vogue sein wird. Ich denke mit Schaudern an die Zukunft, denn nach den Gesetzen der Logik gibt es nur zwei Möglichkeiten. Die eine besteht darin, dass gänzlich neue Namen entstehen, die man sich jetzt noch nicht richtig vorstellen kann. Die Kinder meiner Kinder werden demnach Namen tragen, die so klingen wie «Betageuze» oder «Terraflap». Die andere mögliche Variante besteht wie jetzt in der Verwendung nostalgischer Namen, die um 1940 als chic galten.

Meine Tochter wird also in zwanzig Jahren im Krankenhaus liegen, ich komme mit einem Blumenstrauß herein. Mein Enkel ist erst einen Tag alt und wiegt fast nichts, als ich ihn hochhebe. Er blinzelt mich aus leicht klebrigen Äuglein an, ist so runzlig wie unschuldig und duftet, wie nur Säuglinge duften. Unter Tränen frage ich meine Tochter, wie der kleine Erdenbürger heißen soll, und sie sagt: «Leon und ich haben uns noch nicht entschieden. Vielleicht Horst-Dieter. Oder einfach Eberhard.»